

Im 17. Jahrhundert begannen Missionare mit der extrem schwierigen Aufgabe, den christlichen Glauben in China zu verkünden. Wissend um die besonderen Schwierigkeiten gingen sie sehr behutsam vor. Zunächst studierten sie gründlich chinesische Sprache, Lebensweise, Denken, und Kultur. Erst dann begannen sie, den christlichen Glauben in chinesischen Begriffen auszusagen und zu verkünden. Den Neuchristen wurde gestattet, weiterhin die Ahnen und Konfuzius zu verehren. Typische Werte der chinesischen Kultur wurden ins Christentum übertragen und behielten ihre Bedeutung. Die Messfeier hielten sie in chinesischer Sprache und mit chinesischem Zeremoniell.

Mit der Zeit stellten sich die ersten Erfolge ein. Christengemeinden entstanden, Kirchen wurden gebaut. Einige Hofbeamten wurden Christen. Der Kaiser entfernte die Götterbilder aus dem Palast. 1742 gab es etwa 270 000 Christen in China.

Doch da kam plötzlich ein Verbot aus Rom für diese Art der Missionierung. Man bestand auf dem Gebrauch der scholastischen Philosophie und der lateinischen Sprache. Oder anders ausgedrückt: Die Chinesen sollten erst Europäer werden, ehe sie Christen werden konnten.

China verbannte daraufhin die Missionare, Christen wurden blutig verfolgt, die Mission sank auf den Nullpunkt zurück.

Dieses Negativ-Beispiel hilft ein wenig besser zu verstehen, was in der heutigen Lesung berichtet wurde. Dort ging es nämlich um etwas ganz Ähnliches: Es ging um die Streitfrage, ob die Christen, die aus dem Heidentum kamen wie z.B. Griechen oder Römer, erst Juden werden müssen, damit sie richtige Christen werden konnten.

Die Entscheidung war alles andere als einfach. Von Jesus selber gab es zu dieser Frage keine direkte Äußerung. Er selber aber war Jude; alle seiner Jünger waren Juden; die erste Gemeinde Jesu in Jerusalem war eine jüdische. Das Christentum war in den Anfängen ganz erheblich vom Judentum geprägt, lebte ganz aus der jüdischen Tradition und, und weil es das Neue Testament damals noch nicht gab, lebte man zunächst fast ausschließlich mit dem Alten Testament.

In dieser Situation fanden die Jünger Jesu zu einer höchst erstaunlichen Entscheidung. Sie, die selber fast alles Juden waren, sprangen über ihren eigenen Schatten, verzichteten auf ihre ganze Tradition, in der sie selber groß geworden sind, öffneten den direkten Zugang zum Glauben an Christus, und ersparten so unzähligen Menschen den Umweg über das Judentum.

Die Fachleute sagen, dass durch diese Entscheidung damals der Weg geöffnet wurde für eine Weltkirche; sonst wären die Christen vermutlich als eine unbedeutende jüdische Sekte irgendwo in der Geschichte wieder verschwunden.

Doch wie war damals ein solch erstaunlicher Vorgang möglich? Die Apostelgeschichte erwähnt im Wesentlichen zwei Dinge:

- Zum einen gab es eine gründliche Analyse der Situation, das genaue Hin-hören darauf, was wohl der Wille des Herrn in dieser Situation ist. Und das bedeutete kein allgemeines Spekulieren, nein, die Jünger schauten ganz genau hin, ob Gott bereits in konkreten Situationen gesprochen hat. Petrus z.B., ein Vertreter der jüdisch erzkonservativen Gruppe, erlebte, wie ein römischer Hauptmann Kornelius so vom Heiligen Geist erfüllt wurde, dass Petrus gar nichts anderes mehr übrig bliebe, als diesen zu taufen (Apg 10). Durch dieses und ähnliche Erlebnisse änderte er seine Meinung.
- Zum anderen wurde über solche Erfahrungen auf dem ersten Apostelkonzil in Jerusalem, das unser Lesungstext leider ausgelassen hat, intensiv beraten, diskutiert und zum Teil auch heftig gestritten, so lange, bis sie gemeinsam zu einem einstimmigen Beschluss gekommen waren. Die Einstimmigkeit im Ergebnis dieser Beratung fassten sie dann zusammen mit der Formulierung: „Denn der Heilige Geist und wir haben beschlossen...“ (V 28)

Diese urbiblische Art, in wichtigen Fragen zu einer Entscheidung zu kommen, ist zeitlos und deshalb auch heute noch genauso gültig. Denn hier geht es nicht darum, wessen Meinung sich durchsetzt, nicht um Mehrheitsverhältnisse, sondern stattdessen vielmehr darum, gemeinsam herauszufinden, was der Herr der Kirche von ihr will. Und das könnte zu höchst interessanten Überlegungen führen:

Wenn es z.B. um die Frage des Zölibats geht, dann kann man da intensiv streiten und alle möglichen theologischen Argumente austauschen. Das ist ganz nett. Aber etwas völlig anderes ist es, einmal ganz genau hinzuschauen: Wenn Gott selber Männer zu Priestern beruft, aber eben nicht gleichzeitig auch zum Zölibat, was ist das für eine Kirche, die eine solche Berufung Gottes verunmöglicht? Wird damit denn nicht jedes Gebet um Priesterberufe zu einer Art von Gotteslästerung?

Oder nehmen sie die Frage nach der Diakonenweihe oder auch Priesterweihe für Frauen. Auch da kann man lange diskutieren, historische Quellen bemühen, ein theologisches Für und Wider abwägen; man kann sogar in Streik treten und sich weigern, überhaupt eine Kirche zu betreten, was aber nur zeigt, dass noch gar begriffen wurde, worum es geht. Wenn es dagegen aber gelänge, nachzuweisen, dass Gott Frauen zum Beruf der Diakonin oder auch der Priesterin berufen hat, wenn es also darum geht, genau hinzuschauen, ob Gott selber bereits gesprochen hat, dann bekommt dieses Thema plötzlich eine völlig andere Dimension. Und dann – und nur dann besteht die Chance, dass sich tatsächlich auf einer Synode oder einem Konzil etwas bewegt.

Das gilt so unverändert auch für wichtige, private Entscheidungen. Genau hinzuschauen, ob Gott nicht schon längst sehr deutlich gesprochen hat, was er will, könnte manchmal sehr hilfreich sein.

Denn dann erst ist es ehrlich gemeint, wenn einer betet: „Dein Wille geschehe.“